

24.02.09

„Pfarrerbild“ - Der Pfarrberuf im Wandel.
Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Impulsreferats
zur Klausurtagung des Pröpstekonvents Braunschweigischen Landeskirche am 24.04.2007
 von
Hans-Christian Knüppel

1. Vorbemerkung

Wer nach „dem“ Pfarrerbild fragt, fragt nach etwas, was genau besehen nur im **Plural** existiert. Und dies gleich in doppeltem Sinne:

Neben Pfarrern gibt es seit einigen Jahrzehnten in unserer Kirche auch **Pfarrerinnen**. Streng genommen müssten wir also vom **Pfarrerinnen- und Pfarrerbild** reden. Es sei denn, das Geschlecht hätte auf Auffassung und Ausübung des Pfarrberufs keinerlei Einfluss. Dies aber halte ich trotz vieler anders lautender Beteuerungen für eher unwahrscheinlich.

Wahrscheinlicher scheint mir, dass nach langen Jahrhunderten männlicher Prägung wenige Jahrzehnte noch nicht gereicht haben, ein spezifisches Pfarrerinnenbild auszuprägen. Dann stünde uns die Entdeckung der Weiblichkeit in der Geistlichkeit im Vollsinn also erst noch bevor? Dies allein wäre ein Thema für sich.

Dass das Pfarrerbild nur im Plural existiert, gilt sodann allerdings noch in einem weit umfassenderen Sinn. Zugespitzt könnte man sagen: Pfarrerbilder gibt es so viele, wie es Menschen gibt, die einen Blick auf Kirche haben. Dies ist durchaus wörtlich zu nehmen, da Pfarrerbilder – ähnlich den Gottesbildern – in der Regel sehr persönlich, lebensgeschichtlich gefärbt sind, angereichert mit einem hohen Anteil an unbewussten Projektionen.

Wer das Pfarrerbild diskutiert, wird deshalb schnell in der Versuchung stehen, das Eigene zur Norm zu erheben. Eine gewisse Fähigkeit zur reflektierten Distanznahme von sich selbst kann da sehr nützen.

Methodisch kann man sich die Sache zu bestimmten Zwecken vereinfachen, indem man die Vielzahl an Pfarrerbildern, beispielsweise nach soziologischen Kriterien, **typologisierend** zusammenfasst. Da gibt es dann etwa das Pfarrerbild der Kirchenfernen und das der Kirchnahen, das der kirchlichen Mitarbeitenden und das sicher noch wieder andere Pfarrerbild von Kirchenleitungen usw. Am Ende bleibt aber auch hier der – wenngleich stark reduzierte – Plural bestehen.

Dass wir uns im kirchlichen Kontext trotz alledem angewöhnt haben, vom Pfarrerbild in einem summarischen **Singular** zu reden, hat, wenn ich recht sehe, mit dem Leitbildbegriff der modernen Organisations- und Personalentwicklung zu tun. „Das Pfarrerbild“ wäre demnach so etwas wie eine Zielprojektion, das Resultat eines Verständigungsprozesses innerhalb der Organisation Kirche über die Frage, wie Pfarrer/innen ihren Beruf ausfüllen sollen, nach welchen Kriterien sie ausgebildet, ausgewählt und fortgebildet werden sollen.

Wer in diese Diskussion eintritt, lässt die Pluralität der Meinungen und Vorstellungen allerdings nicht etwa hinter sich, sondern bekommt es erst recht mit ihr zu tun! Unternimmt er doch nichts Geringeres, als unsere evangelische Kirche (,von der man streng genommen auch nur im Plural reden kann!) der Probe ihrer **Konsensfähigkeit** auszusetzen.

Ihre **Klausurtagung** wäre dann eine Art Laborsituation: Wie viel Konsens finden Sie untereinander? Reicht das zu einem tragfähigen gemeinsamen Pfarrerbild?

Wo also geht es hin mit dem Pfarrberuf? Ich werde im folgenden weniger versuchen, Antworten und Konzepte vorzulegen, als vielmehr einige besonders markante Alternativen herauszuarbeiten, die sich in der gegenwärtigen Diskussion herauskristallisiert haben. Dabei interessieren mich insbesondere diejenigen Aspekte, die im öffentlichen Diskurs eher verschwiegen werden.

Beginnen möchte ich mit einer für unruhige Zeiten wie diese erstaunlichen und, wie ich finde, heilsam beruhigenden pastoraltheologischen Entdeckung:

24.02.09

2. Veränderungsresistenzen: Der Pfarrberuf als Profession

Nachdem das Berufsbild des Pfarrers / der Pfarrerin jahrzehntelang Objekt einer ausgeprägten Experimentierfreude war, wächst neuerdings das Bewusstsein für die Grenzen seiner Veränderbarkeit. Dies hat vor allem mit der Wiederentdeckung seiner archaischen, tief in der Menschheits-, Religions- und Kirchengeschichte verwurzelten Anteile und deren Beharrungsvermögen zu tun. Ich denke hier beispielsweise an **Manfred Josuttis'** Rückwendung zur Kategorie des Heiligen und den daraus gewonnenen „energetischen“ Ansatz seiner Pastoraltheologie¹ oder an **Fulbert Steffensky's** Plädoyer für Überlieferung und liturgische Form als notwendige Begrenzung pastoraler Subjektivität („dass wir nicht alles Brot selber backen müssen, von dem wir leben“²). Und ich denke schließlich an die sozialwissenschaftlich orientierte und in jüngerer Zeit besonders viel diskutierte Untersuchung von **Isolde Karle**, auf die ich noch etwas näher eingehen möchte:

Karle rehabilitiert in ihrer 2001 erschienenen Habilitationsschrift „Der Pfarrberuf als Profession“³ ein erstaunlich konventionelles Pfarrer/innen/bild. Dafür macht sie die Auswirkungen einer Tradition geltend, die bis ins späte Mittelalter zurückreicht. Damals sprach man denjenigen akademischen Berufen, die für die zentralen Lebensfragen zuständig sind, also Medizinern (Krankheit), Juristen (Schuld) und Theologen (Seelenheil), den Sonderstatus der Profession zu, weil sich hier jeweils über die **Person** in ihrem „wahrnehmbaren sozialen Erscheinungsbild“⁴ die Vertrauenswürdigkeit eines ganzen Funktions- und Wertesystems vermittelt. Im Blick auf den **Pfarrberuf** bedeutet dies u.a.:

- Der Pfarrer / die Pfarrerin stellt „für die große Mehrheit der Kirchenmitglieder ... die Schlüsselfigur für ihren Kontakt zur Kirche“⁵ dar.
- Vertrauenswürdigkeit ist für den Beruf des Pfarrers / der Pfarrerin unabdingbare Voraussetzung.
- PfarrerInnen haben deshalb „mit ihrem *wahrnehmbaren* sozialen Erscheinungsbild die Glaubwürdigkeit ihrer beruflichen Tätigkeit zu unterstützen“⁶.
- Dies erfordert ein hohes Maß an Rollensicherheit im öffentlichen Auftreten, auch und gerade in zufälligen Begegnungssituationen, und die Fähigkeit, die eigene Person zwar nicht zu verleugnen, aber reflektiert zurückzustellen.
- Das Erfordernis eines situativ angemessenen Verhaltens setzt ein hohes Maß an Eigenverantwortung in der Berufsausübung voraus. Das geltende Pfarrerdienstrecht räumt diesen Freiraum ausdrücklich ein.

Karles Theorie des Pfarrberufs überzeugt mich insofern, als sie Rollenerwartungen einzuordnen hilft, die meinen eigenen Berufsweg intensiv geprägt haben, ohne dass Studium und Ausbildung mich je darauf vorbereitet hätten. Insofern möchte ich sie Ihrer und unserer Diskussion als Orientierungsrahmen voranstellen, der mir andererseits weit genug scheint, um Ergänzung und Kritik aufzunehmen.

¹ Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge. 2000, sowie ders., Religion als Handwerk. Zur Handlungslogik spiritueller Methoden. 2002

² Das Haus, das die Träume verwaltet, 6/2000, 16. „Ich kritisiere hier eine an vielen Stellen zu beobachtende Tendenz, sich selber und sich allein zur Norm und zum Horizont dessen zu machen, was man sagen, was man denken und was man glauben kann. Ich kritisiere den Isolationismus und die magersüchtige Redlichkeit, die nichts zulässt, was man nicht selbst gedacht und erfühlt hat. (aaO, 17)

³ Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft. Gütersloh: 2001

⁴ aaO, 82. Diese Einschränkung reflektiert auf die Fähigkeit zur **Distanz**, theologisch gesprochen: auf die Unterscheidung von **Person und Werk**, als integralen Aspekt professionellen Verhaltens: „Es ist für eine Pfarrerin und einen Pfarrer elementar, ihr berufliches Selbst von anderen Aspekten ihrer sozialen Identität **unterscheiden** zu können, um sich, von der Last permanenter Selbst- oder Heiligkeitsdarstellung befreit, gerade so ihrem Beruf und seinen spezifischen Aufgaben und sachlichen Erfordernissen widmen zu können.“ (aaO, 320)

⁵ aaO, 55

⁶ aaO, 82

24.02.09

3. Zwischen Autonomie und Überforderung

Dass Karle gute Gründe hat, mit der **Autonomie** ausgerechnet denjenigen Aspekt des Pfarrberufs manifest herauszustellen, der in der gegenwärtigen Praxis die größten Probleme bereitet, dürfte deutlich geworden sein. Wenn es darum geht, Auswege und Lösungen aufzuzeigen, lässt uns der sozialwissenschaftliche Ansatz allerdings schmerzlich allein.

Im folgenden werde ich insbesondere immer wieder die Frage anstoßen, ob und inwieweit das Amt nicht doch darauf angewiesen ist, dass die **Institution** einen überindividuellen Rahmen zur Verfügung stellt, der Erwartungen präzisiert, begrenzt und dadurch entlastet. Tragende Kraft kann das Amt jedenfalls niemals aus sich selbst heraus beziehen, sondern immer nur aus dem sozialen Ganzen, das es autorisiert.

Indem wir nach den Möglichkeiten der Institution fragen, kommen wir allerdings nicht umhin, uns auch mit ihren Grenzen zu befassen. Und dies bedeutet für uns als Protestanten schließlich: uns mit unserem traditionell eher gespaltenen Verhältnis zur institutionell verfassten Kirche auseinander zu setzen. Dem auszuweichen hieße, die Probleme des Amtes in bequemer, aber unangemessener Einseitigkeit zu personalisieren, also den Pfarrer/innen anzulasten.

Uns allen nur zu gut erinnerlich ist dann natürlich auch noch die andere große Erosionsbewegung, die seit Ende der 1960er Jahre über alles Amtliche und Institutionelle hinweggegangen ist und „unter den Talaren den Muff von tausend Jahren“ hinwegfegen wollte.

Die – objektiv „falsche“ – Einstellung vieler Pfarrer/innen, mit ihrer Person das Amt tragen zu müssen, sollte insoweit zumindest niemanden überraschen. Sie hat eben jene Entwicklungen verstärkt, die uns heute über das Pfarrerbild sorgenvoll diskutieren lassen:

Nach der Seite der **Stärke** eine Tendenz zu Heroismus und Selbstdarstellung bis hin zu Auswüchsen von Pfarrherrlichkeit und Einzelkämpfermentalität:

- Profilierung der eigenen Person auf Kosten von Mitarbeitern, Kollegen, der Kirche als ganzer
- Zielloser Aktionismus
- Ausrichtung an quantitativen Maßstäben (Quote machen!) zu Lasten von Inhalt und Qualität

Nach der Seite der **Schwäche** tiefe Verlassenheitsgefühle und Überforderungszustände bis hin zur Zerrüttung privater Lebensverhältnisse, Sucht und Burnout – oder einfach nur resignativer Rückzug auf den Dienst nach Vorschrift und die vermeintlich sichere Bastion beruflicher Privilegien.

Mit der Beschränkung der Professionsrolle auf das „**wahrnehmbare** soziale Verhalten“ hat Isolde Karle erfreulicherweise den toten Punkt überwunden, an dem alle pastorale Identitätssuche lange Zeit zu enden schien: Die Annahme, die eigene Person und sie allein sei das (einzig verbliebene) Medium pastoraler Wirksamkeit und das immer neue und immer tiefere Schöpfen eigener Potenziale deren wichtigste, wenn nicht einzige Kraftquelle.

Der Rolle zu geben, was ihr gebührt, also der Form zu genügen, ohne sich damit immer auch *a/s Person* zu geben, wäre demgegenüber als Teil pastoraler Professionalität wiederzuentdecken und zu würdigen. Immerhin hat die Beobachtung, dass immer mehr Pastor/inn/en über der rastlosen Jagd nach der eigenen Kreativität, Virtuosität und Authentizität inzwischen die Luft auszugehen droht („Burnout“), die Nachdenklichkeit an diesem Punkt schon erheblich erhöht.

Karles Impuls trifft nicht zuletzt jene Kultur der Selbstreflexion, die sich in den letzten Jahrzehnten unter dem Einfluss von Seelsorgebewegung und Pastoralpsychologie entwickelt hat. Leider zieht sich M. Klessmann in seiner Reaktion auf die Wiederholung altbekannter Positionen zurück, statt sich auf einen lebendigen Diskurs einzulassen.⁷ Der von Karle angesprochene Professionalitätsaspekt scheint mir nämlich in einen pastoralpsychologisch fundierten, wenngleich erweiterten Begriff „personaler Kompetenz“ sehr wohl integrierbar zu sein.

⁷ ders., Pastoralpsychologie, 2004, 538ff

24.02.09

4. Zwischen Person und Institution

Während die Institution also mehr denn je auf die Stärke der Persönlichkeit setzt, sind unter dem Einfluss betriebswirtschaftlicher Führungsmodelle gleichzeitig diejenigen Stimmen lauter geworden, die eine straffere Führung und Reglementierung des Pfarrerstandes fordern. Geht beides aber überhaupt zusammen – und wenn ja, wie?⁸

Isolde Karle weist die Einflussnahme betriebswirtschaftlicher Führungsmodelle ebenso klar wie differenziert zurück, mit Gründen, denen ich mich nur anschließen kann: „Die professionelle Arbeit der Pfarrerin ist ... nur begrenzt zu technisieren und zu normieren. Die professionellen Methoden eines Wirtschaftsunternehmens sind deshalb auch nicht unbesehen auf den pastoralen Berufsalltag zu übertragen. ... Sie unterstellen zu viel lineare Kausalität in gemeindlichen Zusammenhängen und pastoral-interaktiven Begegnungssituationen, in denen es um Fragen des Glaubens und Lebens und nicht um den Verkauf eines bestimmten Produktes geht. ... Gerade die Brisanz und Riskanz der interaktiven Kommunikation des Evangeliums setzt aber die Autonomie des Pfarrers und der Pfarrerin voraus.“⁹

Mentalitätsveränderungen in Kirche werden beim **theologischen Nachwuchs** erfahrungsgemäß besonders frühzeitig spürbar. Teilen Sie meinen Eindruck, dass dort seit einigen Jahren der Trend zunimmt, sich einen betont pastoralen Habitus zuzulegen? Dann wäre zu fragen, ob damit eher Rollensicherheit demonstriert oder Rollenunsicherheit kompensiert werden soll.

Dass unsere Kultur generell dazu neigt, Identität über Image und Design zu definieren, ist bekannt. Von daher liegt es durchaus nahe, dass ein technisches, an der „linearen Kausalität“ von Machbarkeiten orientiertes Denken versucht sein könnte, pastorale Identität sozusagen von außen nach innen zu konstruieren. Was aber sollte dabei herauskommen als Gehabe und Attitüden – geliehene Identität ohne Überzeugungskraft? Und vor allem: Was sollte daran protestantisch sein? Natürlich wirkt auch das Außen in gewissem Maße auf das Innen zurück. Dies ändert jedoch daran grundsätzlich nichts, dass Identität ursprünglich von innen nach außen wächst. Wenn ich recht sehe, macht dies doch gerade den Kern protestantischen Freiheitsverständnisses aus. Es geht um Haltungen und innere Einstellungen, die sich bestimmter Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten bedienen, nicht umgekehrt.

Pastorale Bildung wird deshalb tunlichst den persönlichen Entwicklungsprozess in den Mittelpunkt stellen und Lernen als Integrationsvorgang und nicht etwa als Antrainieren gestalten. Denn unsere Kirche braucht Pastoren und keine Pastorendarsteller.

Die Gebundenheit der Person an das Amt soll damit selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden. Die Frage ist nur, inwieweit der Protestantismus noch im Stande ist, seine Einheit als etwas Lebendiges, Wirksames und im positiven Sinne Bindendes darzustellen. Autoritäre Führungskonzepte, garniert mit abgegriffenen theologischen Schlagworten und den einschlägigen Bibelzitate, reichen da sicher nicht aus. Diese heutzutage immer wieder gern angeratene Mixtur steht in so eklatantem Widerspruch zu protestantischem Ursprung und Wesen, dass sie allenfalls die Größe des Problems, nicht aber dessen Lösung indiziert.

5. Zwischen Kirche und Gesellschaft

Keine Generation kann sich die Zeit aussuchen, in die hinein sie geboren wird. Unserer – ansonsten vielfach privilegierten – Generation scheint es aufgegeben, einen signifikanten Bedeutungsverlust der Kirche gegenüber Staat und Gesellschaft miterleben und verarbeiten zu müssen. Selbstverständlichkeiten brechen weg, die Jahrhunderte lang christliches Bewusstsein und

⁸ Wenn ich recht sehe, spiegelt sich hier der uralte Konflikt zwischen Charisma und institutionalisierter Religion, der – wie insbesondere die prophetische Kultkritik zeigt – mindestens bis ins Alte Testament zurückreicht (z.B. Jer 6,13-14). Dass Kirchenleitung in aller Regel das Interesse hat, diesen Konflikt herunterzuspielen, mag kirchenpolitisch verständlich erscheinen. Indessen wird man mit dem Verstehen an dieser Stelle nur voran kommen, wenn man ihn in ganzer Schärfe zulässt und zur Kenntnis nimmt. Geht es im pastoralen Beruf doch eben darum, diese Spannung auszuhalten und das scheinbar Unvereinbare in der eigenen Person immer wieder neu zusammenzuführen: Freiheit und Ordnung, Entgrenzung und Begrenzung, Himmel und Erde, Kreuz und Auferstehung...

⁹ aaO, 269f

24.02.09

Selbstbewusstsein geprägt haben, und dies löst gerade unter Pfarrer/innen große Verunsicherung aus:

- Im Stammland der Reformation haben die Protestanten inzwischen den Status der konfessionellen Mehrheit verloren.¹⁰
- Nach derzeitiger Einschätzung wird der Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung etwa 2025 unter 50% sinken.¹¹
- Die demographische Entwicklung wird diesen Trend vermutlich noch begünstigen, da unsere dramatisch überalternde Gesellschaft dringend auf Zuwanderung angewiesen ist, um lebensfähig zu bleiben.

Im Zuge dieser Entwicklungen geht der Staat gegenüber der Kirche und christlichen „Werten“ spürbar auf Distanz. Die fortschreitende Aushöhlung des Sonn- und Feiertagsschutzes ist ein drastisches Zeichen für die Verdrängung des Christlichen aus dem öffentlichen Leben und Bewusstsein. Sie trägt dazu bei, dass christliche Lebens- und Weltdeutung weiter an gesellschaftlichem Einfluss verliert und unter einen von den meisten Lebenden nicht gekannten Plausibilisierungsdruck gerät.

Im Blick auf Pfarrer/innen bedeutet dies, dass sie einer gefährlichen Zerreißprobe ausgesetzt sind: Einerseits befinden sie sich – wie die Kirche als ganze – in einer Situation des Abschieds und der **Trauer**, in der es vor allem um das Hergeben lieb gewonnener Sicherheiten und Privilegien und innere Neuorientierung geht. Andererseits sehen sie sich täglich gerufen, den Wandel – wie auch immer – **aktiv** zu gestalten und das, was heute gern „protestantisches Profil“ genannt wird, in eine neue Zeit hinüberzuführen.

Wenn nun der innere Prozess des Loslassens hier und Aneignens dort übersprungen wird, werden sich m.E. die oben beschriebenen Extreme unweigerlich verschärfen: Bekämpfung eigener Ohnmachtsgefühle durch Mehrarbeit – um den Preis möglicherweise ruinöser Folgen. Oder Abstumpfung und Rückzug auf den Dienst nach Vorschrift und überkommene Standesprivilegien.

6. Zwischen Geist und Geld

Dass die aktuellen Veränderungen neben den ideellen auch handfeste **materielle** Aspekte haben, verleiht ihnen nochmals ganz besondere Brisanz. Zumindest für unsere materiell so sorglos aufgewachsene Nachkriegsgeneration bedeutet es eine epochale Erfahrung, uns ernsthaft darüber Gedanken machen zu müssen, wovon Pfarrer/innen künftig leben und kirchliche Arbeit bezahlt werden soll. Hatten wir uns doch in magisch-infantiler Naivität daran gewöhnt, dass Geld bei Kirche kein Problem ist und immer irgendwie zu bekommen, wenn man nur laut genug schreit und die richtigen Verbindungen hat.

Doch nun gibt Mutter Kirche unumwunden Zeichen, dass sie ihre Kinder nicht mehr in dem gewohnten Umfang versorgen kann, dass diese sich also um ihren Gelderwerb vermehrt selbst kümmern müssen.

In der Folge steht zu erwarten, dass die Emanzipationsbestrebungen von Pfarrer/innen und Gemeinden gegenüber der Gesamtkirche und ihren Leitungsebenen zunehmen werden. Wie also wird sich das **Gesamtgefüge** von Kirche verändern, wenn Pfarrer/innen und Gemeinden vermehrt selbstständig wirtschaften?¹²

Eine andere Frage scheint mir mindestens ebenso wichtig: Wie weit darf der Einfluss **betriebswirtschaftlichen** Denkens in der Kirche reichen? Was die pastorale Identität angeht, stehen wir hier sicher vor einer ganz wichtigen Weichenstellung. Angesichts der Vielschichtigkeit des Problems beschränke ich mich an dieser Stelle auf einen kurzen Zwischenruf:

¹⁰ Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes gab es 2003 in Deutschland 25.836.000 evangelische und 26.165.000 katholische Christen.

¹¹ So u.a. die Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland: www.fowid.de.

¹² Wenn Annegret Böhmers Analyse zutrifft, könnten uns hier schmerzliche, aber auch chancenreiche Prozesse bevorstehen: „Die evangelische Mutter Kirche hat sich selbst längst für überflüssig erklärt. Wenn die Kinder groß sind, aus dem Haus gehen, dann sind „empty nest syndrom“ Leere und Sinnlosigkeit unabwendbar. So wie viele Mütter in emotionalen Defiziten durch die Anwesenheit ihrer Kinder getröstet werden, so auch Mutter Kirche. Sie braucht die Zuwendung ihrer Kinder. Also tut sie alles, damit die Kinder nicht groß werden.“ (Arbeitsplatz Evangelische Kirche; in: Annemarie Bauer / Katharina Gröning (Hg.), *Institutionsgeschichten / Institutionsanalysen* (1995), 291)

24.02.09

Was mich beunruhigt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der Begriffe wie Produkt, Angebot (und Nachfrage), Kerngeschäft, Alleinstellungsmerkmale usw. inzwischen für die Selbstdeutung von Kirche gebraucht werden. Sollten wir tatsächlich auf dem Weg sein, das Evangelium als marktförmige Ware feilzubieten?

Der Pfarrer würde damit zu einer Art Religionshändler oder Religionsverkäufer und, jedenfalls in meiner Vorstellung, vom Versicherungsvertreter, Anlageberater, Manager oder auch Entertainer immer weniger unterscheidbar: seriös und vertrauenerweckend, psychologisch und rhetorisch geschult, professionell erfolgsorientiert, aber als Mensch mit Gewissen und Überzeugungen, mit Leidenschaft und Sehnsucht, ja, sagen wir es ruhig: mit einer Mission, kaum noch erkennbar¹³ – und sein Gegenüber vom gewöhnlichen Kunden kaum noch unterscheidbar. Es unterläge unweigerlich der ökonomischen Verzweckung, an ihm Geld verdienen zu wollen, und würde damit gerade um dasjenige gebracht, was ihm als Evangelium zugesprochen wird: Zweck an sich selbst, nämlich um seiner selbst willen geliebt zu sein.

Der Versuch, Kirche im betriebswirtschaftlichen Sinne zu vermarkten, führt also paradoxerweise gerade zur Preisgabe des einen und einzigen, was ihre Existenz begründet.¹⁴ Er bedeutet die konsequente Selbsterübrigung.¹⁵

7. Zwischen Haupt- und Ehrenamt

Wie viel soll uns die **Ordination** in Zukunft wert sein und an welche Voraussetzungen wollen wir sie knüpfen? Ist der Pfarrdienst eine hochprofessionelle Tätigkeit oder kann man auch auf kurzem Wege an seinem Glanz und Status Anteil bekommen?

Das öffentliche Meinungsbild erweckt bei mir an diesem Punkt einen zutiefst zwiespältigen Eindruck: Einerseits konzentrieren sich Fehleranalyse und Qualitätsanstrengungen von Kirche in auffälliger Weise auf den **Pfarrberuf**. Aus diesem nicht uneingeschränkt schmeichelhaften Umstand kann man immerhin schließen, dass er tatsächlich noch immer als die Schlüsselfunktion von Kirche wahr- und ernstgenommen wird. Darüber herrscht in der pastoraltheologischen Diskussion denn auch weitgehend Einigkeit, nicht selten allerdings mit dem kritischen Unterton, dass die evangelische Kirche bis heute eine „Pfarrerkirche“ geblieben sei.

Um so mehr fällt dann allerdings auf, welche Bedeutung dem Gedanken des **Priestertums aller Gläubigen / Getauften** neuerdings für die Zukunft der Kirche zugeschrieben wird. Woher dieses plötzliche Zutrauen, wenn doch selbst Protagonisten dieses Gedankens unumwunden einräumen, dass er sich im Protestantismus nie wirklich durchsetzen konnte.¹⁶ Offensichtlich klafft hier im Protestantismus eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die angesichts der anstehenden Zukunftsfragen dringend nach Aufklärung verlangt.

Dem kirchlichen Arbeitsklima wäre für's erste allerdings schon gedient, wenn die Propagierung des „allgemeinen Priestertums“ von dem Geruch befreit werden könnte, durch betriebswirtschaft-

¹³ „Wir sind verantwortlich für Vision und Gewissen. Es sind genug andere da, die die Leute unterhalten.“ (F. Steffensky, Das Haus, das die Träume verwaltet. 6/2000, 22f)

¹⁴ Zur genaueren Begründung dieser Analyse verweise ich auf E. Jüngel, der schon vor 30 Jahren eindringlich davor warnte, Gott als für Mensch und Welt **notwendig** zu behaupten: „Der Satz „Gott ist notwendig“ ist ein schäbiger Satz. Er ist Gottes nicht würdig.“ („Gott als Geheimnis der Welt“, 1977, 31) Denn, so Jüngel, Gott sowohl als auch der Mensch „ist **um seiner selbst willen** interessant“ (aaO, 43; zum tieferen Verständnis vgl. den gesamten § 2: Ist Gott notwendig? (aaO, 16-44) Wegen der nicht mehr rückgängig zu machenden „ökonomischen Imprägnierung des Begriffs“ hat sich Jüngel in der Folge vehement gegen eine Übertragung des **Wertbegriffs** in theologische und ethische Zusammenhänge ausgesprochen: „Christliche Wahrheitserfahrung ist die radikale Infragestellung der Rede von Werten und des Denkens in Werten.“ (C. Schmitt / E. Jüngel / S. Schelz, Die Tyrannei der Werte, 1979, 60)

¹⁵ Diese Kritik lässt sich ohne weiteres auch auf andere Versuche übertragen, der wachsenden Entfremdung zwischen Kirche und Gesellschaft dadurch zu wehren, dass sich Kirche der Gesellschaft in ihrer sozialen oder kulturellen Nützlichkeit empfiehlt. Ich nenne nur Stichworte wie „Wertevermittlung“ oder den sozio-kulturellen Nutzen von Feiertagen. Die Gefahr, dass sich Kirche damit unter das Diktat wesensfremder oder gar –feindlicher Zwecke begeben und damit erst recht in die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit verabschieden könnte, wird m.E. von vielen fahrlässig unterschätzt.

¹⁶ Exemplarisch B. Petry (Gemeindeakademie Rummelsberg): „Es besteht bekanntlich eine große Einmütigkeit in der Einschätzung, dass der Protestantismus in seiner bisherigen Geschichte das Prinzip des allgemeinen Priestertums noch nie wirklich realisiert hat.“ (Lernort Gemeinde 1/2002, 15)

24.02.09

liche Rationalisierungsabsichten motiviert zu sein. Andernfalls wird sie bei Ehrenamtlichen und Pfarrer/inne/n gleichermaßen Verunsicherungen und Kränkungen hervorrufen. Bei den Ehrenamtlichen, weil sie sich als Billigarbeitskräfte missbraucht fühlen, bei den Pfarrer/inne/n, weil sie sich auf subtile Weise zur Disposition gestellt sehen könnten.

8. Zwischen Geist und Geist

Zum Schluss möchte ich Sie an einer Irritation teilhaben lassen, die mir Anfang des Jahres 2007 widerfuhr: In den „NDR-Glaubenssachen“ lief am 21. Januar 2007 ein Beitrag von Paul Oestreicher, dem langjährigen Leiter des Versöhnungszentrums an der Kathedrale von Coventry, der mir sehr zu denken gab. Oestreicher behauptet, „dass das Grundproblem im deutsch-evangelischen Raum in der starren Tradition liegt, dass der Pfarrberuf letztlich nur eines voraussetzt: eine **theologisch-akademische Ausbildung**.“ Denn, so Oestreicher weiter: „Wer sein 2. Theologisches Examen bestanden hat und eine einigermaßen anständige Lebensführung im bürgerlichen Sinne nachweisen kann, ist ordinationsfähig und – jedenfalls bis vor kurzem – berechtigt, bis zum Ruhestand ein Pfarramt zu verwalten.“¹⁷

Aus dieser Diagnose kann man im Blick auf den **Ausbildungsgang** von Pfarrer/inne/n durchaus unterschiedliche Konsequenzen ziehen:

Man kann Oestreicher folgen und im Sinne des anglikanischen Ordinationsverständnisses den Zugang zur Ordination primär als einen **geistlichen** Bildungs- und Reifungsprozess beschreiben, der vor allem über persönliche, mentorierende Begleitung vermittelt ist.

Im Sinne der „deutsch-evangelischen“ Tradition kann man diese Kritik aber auch dahingehend wenden, dass eine starke Betonung der **akademischen** Ausbildung in der Tat nur Sinn macht, wenn diese in der Berufsausübung dann auch wirklich als ein herausragendes Qualifikationsmerkmal deutlich wird.

Dies ist nach meiner Beobachtung allerdings immer weniger der Fall. Oestreichers Behauptung einer „gefährlichen Intellektualisierung“¹⁸ des deutschen Protestantismus kann ich jedenfalls nicht folgen. Sie mag für die Zeit bis Ende der 1960er Jahre zutreffen. Aber in den 1970er Jahren erlebte die Theologie unter den Studierenden nach meiner Erinnerung dann doch einen rapiden Plausibilitätsschwund. Im Blick auf die nachfolgenden Generationen würde ich deshalb – jedenfalls hinsichtlich ihrer Beziehung zur Theologie¹⁹ – viel eher von einem bedenklichen Antiintellektualismus reden. Jedenfalls haben seither doch sehr viele den Abschluss des Studiums als das erlösende Ende gedanklicher Übungen erlebt, deren Sinn und Nutzen für ihr Pfarrersein ihnen im wesentlichen fremd geblieben ist.²⁰

Unter dieser Entwicklung hat, wie ich finde, vor allem die Fähigkeit gelitten, die biblische Tradition mit den Entwicklungen der modernen Welt und Gesellschaft auf eine spannungsvolle und fruchtbare Weise ins Gespräch zu bringen. Stattdessen scheint mir im zeitgenössischen Protestantismus die Neigung vorzuherrschen, der säkularen Vernunft das Feld (die Welt!) zu überlassen. Sei es, dass man ihre Denk- und Sprachformen mehr oder weniger ungefiltert (ja nicht selten mit einer an Peinlichkeit grenzenden Beflissenheit) übernimmt, oder sei es, dass man sich mit der eigenen Frömmigkeit in die Nischen und Biotope einer Anderswelt zurückzieht.

Damit wäre am Ende noch einmal ein „großes Fass“ aufgemacht und viele neue Fragen angestoßen: rund um die Entfremdung zwischen akademischer Theologie und kirchlicher Praxis, den Geltungsrang humanwissenschaftlicher und anderer (neuerdings vor allem ökonomischer) Erklärungsmodelle im Kontext von Kirche und damit ganz grundsätzlich um die Beziehung von Glaube und Vernunft, Spiritualität und Rationalität im Kontext abendländischer, insbesondere protestantischer Tradition.

Mit diesem offenen Ende will ich schließen. Denn mehr als Impulse zu geben, sollte hier nicht ja meine Aufgabe sein. Und so kann ich nur hoffen, Sie haben nun reichlich Gesprächsstoff.

¹⁷ Manuskript, 2

¹⁸ aaO, 2

¹⁹ Der Theoriebedarf beschränkte sich über Jahrzehnte weitgehend auf humanwissenschaftliche Erkenntnisse und unmittelbar verwertbare Handlungshilfen. In auffälliger Übereinstimmung mit dem weltanschaulichen Mainstream hat neuerdings vor allem die Ökonomie an Einfluss gewonnen.

²⁰ Über die Ursachen dieser Erfremdung ist damit noch nichts gesagt. Sie sind sicher vielfältig und nicht allein auf Seiten der Studierenden zu suchen!